UNSERE SÄCHSISCHE VOLKSSPRACHE

Andreas Scheiner

Unsere sächsische Volkssprache.

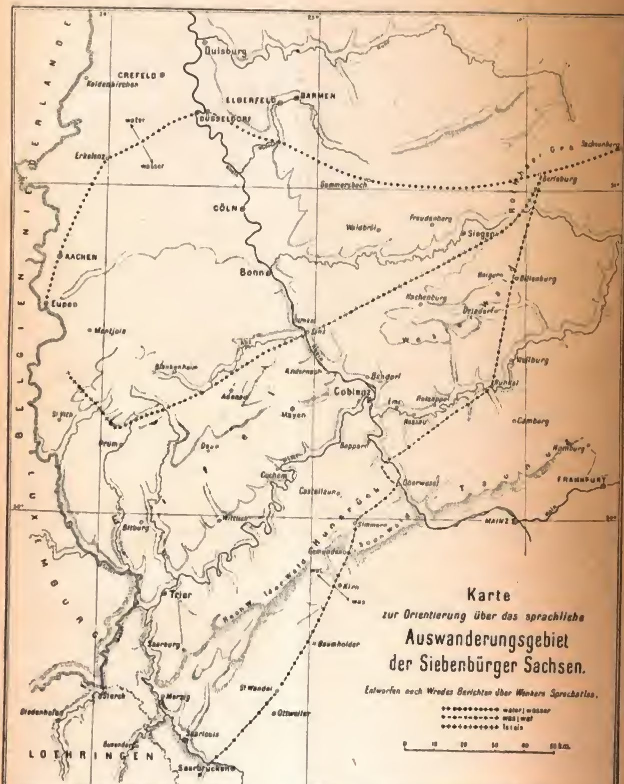
Vortrag

von

Dr. A. Scheiner.

(Separatabdruck aus dem „Kalender des Siebenbürger Volksfreundes“ für 1899.)

Hermannstadt.
Druck von Jos. Drotleff.
1898.



Karte
zur Orientierung über das sprachliche
Auswanderungsgebiet der Siebenbürger Sachsen.
Entworfen nach Wredes Berichten über Wenkers Sprachatlas.

Die heurigen Wintervorlesungen*) werden die Hauptpunkte sächsischen Volkslebens behandeln. Sie wollen die wichtigsten Aeußerungen des sächsischen Volkstums beleuchten und damit das, was man gerne mit dem Wort Sächsische Volksseele bezeichnet, zur Anschauung bringen. Der Gegenstand des heurigen Vortragszyklus ist demnach, mit seinem eigentlichen Namen benannt, Seelenkunde: wir wollen Kunde gewinnen und Kunde geben von der Seele unseres eigenen Volkes. Die Schwierigkeiten dieser Aufgabe sind wesentlich dieselben, die wir überall zu überwinden haben, wo es sich um die Kunde irgendwelchen Seelenlebens handelt; sei es die Seele eines Menschen oder eines tieferstehenden Lebewesens, sei es die eigene Seele, auf zweierlei müssen wir dabei stets verzichten: wir können das geistige Wesen, das wir Seele heißen, mit unsern Sinneswerkzeugen niemals unmittelbar wahrnehmen; wir können ferner die Kenntnis, die wir von eigenem oder fremden Seelenleben haben, durch keinen noch so sorgfältig gewählten sprachlichen Ausdruck andern unmittelbar mitteilen. Die Seele läßt sich sinnlich weder unmittelbar ergreifen noch unmittelbar darstellen. Und doch treiben wir tagtäglich Seelenkunde, und praktische Seelenkunde bildet die Grundvoraussetzung der einfachsten wie der verwickeltesten Formen menschlichen Verkehrs. Kein Wort, das wir sprechen, kein Schritt, den wir in freundlicher oder feindlicher Absicht durchs Erdenleben thun, ohne daß wir in der eigenen oder in fremden Seelen läsen. Der Weg, auf dem wir die uns am heutigen und an den folgenden Abenden vorliegende Aufgabe zu lösen suchen, ist kein anderer als der uns allen durch tägliche Uebung geläufige: wir halten uns an die sinnenfälligen Aeußerungen der Seele, deren Kunde wir gewinnen wollen, und vertrauen auf die Kraft unseres Geistes, was jenen sinnenfälligen Aeußerungen Geistiges zu Grunde liegt, nach seinem eigenen Bilde zu entwickeln. Und wenn nun hier, wo es sich nicht um die Seele eines einzelnen, sondern um die Seele eines Volkes handelt, die Schwierigkeiten ins Ungemessene zu wachsen scheinen, so kommt uns wieder außerordentlich zu statten, daß wir dieser Seele keineswegs fremd gegenüber stehen. Und wie wir schon im gewöhnlichen Verkehr von Mensch zu Mensch, der eine mehr, der andere weniger immer wieder daran erinnert werden, daß es neben und über dem durch unsere Sinne vermittelten noch einen unmittelbaren, übersinnlichen Verkehr von Geist zu Geist, von Seele zu Seele gebe, so ist im vorliegenden Falle offenbar, daß es für einen Volksgenossen ein unmittelbares, geistiges Erfassen der Volksseele geben muß. Auf diesem, dem Grade nach so unendlich verschiedenen, unmittelbar-geistigen Schauen der Volksseele beruht ja alle Thätigkeit im Dienste des Volkes; mit der Möglichkeit dieses Schauens steht und fällt der ganze Begriff einer Volksseele, ja der Begriff Volk oder Nation selbst.

Die andere Schwierigkeit freilich, die mittelbar oder unmittelbar gewonnene Seelenkunde auch andern mitzuteilen, bleibt bestehen. Die Worte werden sich nicht finden lassen, die ganz und unzweideutig ausdrücken, was wir erschlossen oder

*) Außer dieser: Das wirtschaftliche Leben unseres Volkes (Pfarrer Dr. G. A. Schuller); Volkspoesie (Prof. E. Buchholzer); Volksrecht (Advokaturskonzipient Dr. R. Schuller); Schule (Seminardirektor Dr. J. Capesius); Unsere Volkskirche (Prof. Dr. A. Schullerus).

geschaut haben. Die einzige unmittelbar verständliche Darstellung der Volksseele ist die begeisterte Volksthat: unsere Vorträge haben nur mit Worten zu arbeiten.

Den Gegenstand der heutigen Vorlesung bildet unsere sächsische Volkssprache. Niemand unter uns zweifelt, daß die Volkssprache nicht nur das erste, sondern auch das wichtigste Kennzeichen des Volkstums ist; uns allen ist es geläufig, in der Volkssprache eine Aeußerung der Volksseele zu erblicken — es kann sich also heute im besten Falle um die Vertiefung einer allgemeinen Einsicht handeln, und zwar mit den wenig poetischen Mitteln der Sprachlehre.

Nächste Aufgabe ist dabei, klarzulegen, inwieweit wir überhaupt das Recht haben, von einer sächsischen Volkssprache zu reden, d. h. von einer Sprache, die vom ganzen sächsischen Volk gesprochen wird. Denn abgesehen davon, daß es ansehnliche Kreise giebt, die unsere Volkssprache zwar verstehen, sich ihrer jedoch so gut wie nie bedienen, die wir aber darum keineswegs von unserem Volkskörper loslösen möchten, so scheint der Begriff Einer sächsischen Volkssprache an der wohlbekannten Vielheit unserer Gau- und Ortsmundarten zu scheitern. Man könnte fragen, ob es denn erlaubt sei, die Sprechweise des Burzenländers, etwa des Zeidners, mit der Sprechweise des Rösner Oberländers, etwa aus Lechnitz, oder auch nur die Mundart von Schaas mit der von Schäßburg unter dem Begriff Einer sächsischen Volkssprache zusammenzufassen. Weiß doch jeder, der in einer bestimmten Ortsmundart, besonders einer Dorfsmundart großgewachsen ist, wie schwer es ihm das erste Mal fiel, die Mundart eines weitabliegenden sächsischen Ortes zu verstehen. Kann man doch die halb scherz-, halb ernsthafte Behauptung hören, wenn Sachsen aus den äußersten Gauen des Sachsenlandes sich verständigen wollten, so müßten sie zur hochdeutschen Schriftsprache oder zum Rumänischen greifen — das eine thue der Städter, das andere der Bauer. Wäre diese Behauptung richtig, — und ein Körnchen Wahrheit wird niemand darin verkennen — so dürfte natürlich nicht von einer, es müßte folgerichtig von zwei Volkssprachen gesprochen werden: dem Rumänischen für unsere Bauern, dem Neuhochdeutschen für unsere Städter. Gewiß ist, daß wir uns weder im mündlichen, noch im schriftlichen Verkehr Einer sächsischen Volkssprache bedienen — wenn wir darunter eine vollkommen einheitliche Verkehrssprache verstehen sollen.

Es fehlt uns eine sogedachte Sprache im mündlichen Verkehr: unter etwa $2^1/_2$ Hundert sächsischen Gemeinden lassen sich nicht zwei finden, die eine vollkommen gleiche Sprache redeten; dafür lassen sich aber Beispiele genug aufzählen, daß ein und derselbe Ort, je nach den verschiedenen Gassen, verschieden spricht, wozu hie und da noch eine Spaltung der Sprache nach dem Geschlecht der Sprechenden hinzukommt.

In meinem Heimatsort z. B. spricht der Klettengässer und Zekischer Zeaker, Bleamen, während auf dem Marktplatz und in den anstoßenden Gassen immer mehr Zaker und Blomen überhand nimmt. Noch erinnere ich mich deutlich, wie mir in einem befreundeten Hause zuerst das vornehmere Zaker und Blomen begegnete und meinem Zeaker und Bleamen gegenüber den Eindruck des Vornehmeren auch nicht verfehlte.

Anderswo lassen sich deutlich drei Sprechweisen unterscheiden. So spricht man in einem unserer sächsischen Marktflecken in der Briegasse fanj, Wanj, in der Marktgasse fänj, Wänj; die Herren dagegen sprechen feng, Weng.

Im Innern einer unserer Städte spricht man von einem gäkte' Gîst, von einem grûße' Schwenj; in einer Vorstadt dagegen vom gätche' Gigst, vom grugse' Schbenj.

In einer Gemeinde des Unterwaldes sagen die Frauen und Mädchen unter allen Umständen lieſe', ieße', während die Männer, wie es wohl den meisten

Anwesenden auch geläufig sein wird, dies nur in bestimmten Fällen thun, in anderen Fällen dagegen lieſen, ießen sprechen.

Und da soll man von Einer sächsischen Volkssprache reden dürfen? Im mündlichen Verkehr giebt es sie, wenn man darunter eine vollkommen einheitliche Verkehrssprache versteht, gewiß nicht; da giebt es nur hundert und aber hundert Orts- und Gassen-, ja Familien- oder gar Geschlechtsdialekte.

Aber auch im schriftlichen Verkehr ist von einer sächsischen Volkssprache keine Rede. Der eigentliche Schriftverkehr bedient sich der in der Schule erlernten, mehr oder minder trefflich gehandhabten neuhochdeutschen Sprache — das ist keine Volkssprache; und von unseren Schriftstellern und Dichtern, die in der Volkssprache schreiben, schreibt keiner wie der andere, ja manche bedienen sich in ihren eigenen Erzeugnissen verschiedener, mehr oder minder rein erfaßter Lokalmundarten. Wer sich unter einer Volkssprache eine Sprache denkt, die vom Volk in völlig gleicher, einheitlicher Weise gebraucht werde, der findet Eine sächsische Volkssprache weder im mündlichen noch im schriftlichen Verkehr derer, die sich doch trotzdem alle zum sächsischen Volkstum bekennen.

Und wir können ihm getrost recht geben; denn eine sogedachte Volkssprache giebt es auf dem ganzen Erdenrund nicht. Aehnlich wie bei uns ist es in diesem Punkt überall, und wir geben uns einer Täuschung hin, wenn wir glauben, anderswo wäre das viel anders. Die Täuschung ist freilich überaus begreiflich und natürlich; sie ist psychologisch notwendig, weil wir überall im Naheverwandten die unterscheidenden, im Fremden und Weitabliegenden dagegen die ähnlichen Züge aufsuchen. Ein uns allen, besonders den verehrten Damen gewiß naheliegendes Beispiel mag dies beleuchten, die bekannte Streitfrage über die Aehnlichkeit von Gesichtern. Geschwister erscheinen, bis zu einem gewissen Alter wenigstens, dem selteneren Gast so ähnlich, wie ein Ei dem andern; die Tante weiß sie zwar wohl zu unterscheiden, doch findet sie allesamt noch immer außerordentlich ähnlich, wenn auch teils der Mutter, teils dem Vater, der Großmutter, dem Großvater oder irgend einem weitschichtigen Verwandten wie aus dem Gesicht geschnitten — die unmöglichsten Aehnlichkeiten werden besprochen, behauptet und bestritten: untereinander findet die Tante aber alle Neffen und Nichten noch überaus ähnlich. Die Mutter dagegen sieht nur die unähnlichen, die unterscheidenden Züge, sie sieht sie mit Mutterschmerz; denn dieser Zug, der dieses Kind von den andern äußerlich so deutlich unterscheidet, weist auf einen nur allzubekannten tieferliegenden Charakterunterschied hin. Dieses Lächeln — nur sie kennt es, auch der Tante bleibt es in seiner Eigentümlichkeit verborgen — ist ihr eigenes, wenn ihr diese oder jene ganz bestimmten Gedanken durch den Kopf gehen, die sie ihrem Liebling gern erspart wissen wollte; jenes Stirnkräuseln ist das ihres Gatten, das er außer dem Hause niemand, auch seinen besten Freunden nicht zeigt — sie aber kennt es und möchte es für immer von der Stirn ihres Kindes verwischen. Und wenn sie auch nur Gutes und Schönes von den Gesichtchen der Kleinen liest — sie sieht die von einander unterschieden, auch innerlich unterschieden, die sie so gerne fürs ganze Leben in schönster Seelenharmonie vereint wissen wollte.

In der Lage dieser Mutter befinden wir uns der Sprache unseres Volkes gegenüber, nur leider oft genug ohne die Liebe dieser Mutter. Denn wie sie finden wir haarklein alle Unterschiede in der Sprechweise unserer Volksgenossen heraus — ihr ungleich aber halten wir nur zu oft die eigenen Gesichtszüge für die edelsten und machen die unterschiedlichen zum Zielpunkt liebloser Bemerkungen, oder finden sie allzumal zusamt den eigenen roh und häßlich und greifen für die

eigene Person zur dickaufgestrichenen Theaterschminke. In der Lage der liebenden Mutter befindet sich der warme Freund unserer Volkssprache, — das Rechte möchten wir treffen, wenn wir den Standpunkt der guten Tante wählten; denn den Standpunkt des Gastes einzunehmen ist einem Volksgenossen überhaupt unmöglich.

Und wir können jenen Standpunkt getrost wählen, seine Richtigkeit ist durch die Ergebnisse der Mundartenforschung gesichert. Gewiß, die ungezählten Orts-, Familien- und Geschlechtsdialekte unseres Volkes sind von einander deutlich unterschieden: aber nicht anders, als es auch die nächsten Blutsverwandten sind. Wir sprechen von einer sächsischen Volkssprache, und zwar von Einer sächsischen Volkssprache, weil wir unschwer die überwiegende Aehnlichkeit all unserer Einzelmundarten untereinander erkennen und empfinden, oder, wenn uns dies wegen allzugroßer Nähe unmöglich ist, weil wir diese Aehnlichkeit mit Hülfe der Sprachwissenschaft sicher nachweisen können.

Es könnte auch anders, ganz anders sein, ohne daß die verschiedenen Gaue des Sachsenlandes deshalb auf deutschen Charakter verzichten müßten. Ins Nösnerland könnten vor achthalbhundert Jahren etwa Schwaben, ins Altland, Weinland und in den Unterwald etwa Bayern und Franken, ins Burzenland aber Westfalen eingewandert sein und ihre besondere Sprechweise bis zum heutigen Tag treu bewahrt haben. Alle wären sie Deutsche — sie gehörten aber verschiedenen deutschen Stämmen an; noch gäbe es ein sie alle sprachlich einigendes Band: die Verwandtschaft der schwäbischen, bayrischen, fränkischen und westfälischen Mundart als deutscher Mundarten untereinander — die Aehnlichkeit unserer Gaumundarten wäre aber weniger groß, als sie heute thatsächlich ist; denn wir gehören nicht etwa verschiedenen deutschen Stämmen an, sondern einem einzigen, noch dazu eng abgrenzbaren deutschen Sprachstamm. Unsere Volkssprache läßt sich an Einheitlichkeit etwa dem Schweizerischen, dem Tirolischen oder dem Mecklenburgischen vergleichen, die alle, so wie unsere Volkssprache, in zahllose Einzeldialekte gegliedert werden können. Wir sind nicht ein aus allen Windrichtungen der deutschen Erde zusammengewürfelter Abenteurerhaufen, wir sind Bruchstücke eines einzigen kleineren deutschen Stammes, der vor achthalb Jahrhunderten seine überschüssige Manneskraft in kompakten Massen nach Siebenbürgen geschickt hat. Gestatten Sie mir, daß ich dies so kurz wie möglich an der Sprachkarte der deutschen Erde nachweise.

Ein gewaltiges Viereck, nimmt das deutsche Land die Mitte Europas ein. Die schneebedeckten Alpen bilden seine Basis, in breitem Bogen lagert sich vor ihnen die Hochfläche, die am Genfer See beginnend, zwischen Regensburg und den Nordtiroler Alpen ihre größte Breite erreicht, sich bis Wien immer mehr verengt, um dann in das ungarische Tiefland überzugehen: im wesentlichen das Thal der Donau und des ihr zuströmenden Alpenwassers. Noch einmal erhebt sich die deutsche Erde im deutschen Mittelgebirge, ein großes Dreieck, mit der Basis auf dem linken Rheinufer, mit seiner Spitze im Riesengebirge, um dann in einem anderen großen Dreieck, der norddeutschen Tiefebene, Weser, Elbe, Oder entlang zum Meer abzufallen. Ein Strom nur durchbricht alle vier Regionen: der Rhein; er heißt darum mit Recht der deutsche Strom. Rhein und Donau spreizen im rechten Winkel die deutsche Landkarte.

Reichgegliedert wie der Boden sind auch seine Bewohner. Alemannen und Bayern im Süden, in den Alpen, in der voralpinen Hochfläche und im südwestlichen Winkel des Mittelgebirges; Friesen und Sachsen in der Tiefebene; Franken in der Mitte, zuerst den Main und dann den Rhein abwärts; all diese Volks- und Sprachstämme sind wieder in kleinere Gruppen mannigfaltig geschieden —

die Stärke und die Schwäche des deutschen Volkes, sein großer Ruhm und leider oft auch seine tiefe Schmach.

Welcher dieser Gruppen gehören wir an?

Wenn wir rheinabwärts fahren, an der Mündung des Mains, der Lahn, der Mosel, der Ahr, der Sieg, der Wupper, an den Städten Mainz, St. Goar, Koblenz, Köln vorüber, so treffen wir etwa bei Düsseldorf auf eine der wichtigsten Linien der deutschen Sprachkarte, wir wollen sie die Wasser-Linie heißen. Sie beginnt etwa bei Eupen, führt über Aachen und Erkelenz im Bogen zum Rhein, überschreitet diesen bei Düsseldorf, senkt sich südöstlich bis Gummersbach und führt dann leise nördlich aufsteigend ostwärts über Weser, Elbe und Oder etwa bei Posen zur polnischen Grenze. Südlich dieser Linie spricht man in deutschen Landen allenthalben Wasser mit einem scharfen s-Laut, wie auch in unseren Mundarten, nördlich dieser Linie dagegen Water mit einem t für das uns geläufige s, und zwar nicht nur im eigentlichen Deutschland, sondern auch in Holland, England, in den skandinavischen Ländern und hoch oben auf der Insel Island. Diese Wasser/Water-Grenze ist eine wichtige Scheide nicht nur für die Mundarten der deutschen Erde, sondern für das ganze gewaltige germanische Sprachgebiet, das außer dem deutschen Land noch die genannten Länder zusamt ihren außereuropäischen Pflanzungen umfaßt. Einstmals, vor rund 13 Jahrhunderten, so nimmt man an, sprachen alle Germanen das Wort für Wasser mit einem t; dann sonderten sich die südlich der Wasser/Water-Linie wohnenden Stämme sprachlich ab, indem sie das t in ein s wandelten. Doch wie das gekommen und wie sich das verhalten mag, kann uns gleichgültig sein; zur Zeit, da unsere Väter nach Siebenbürgen einwanderten, hatte sich die Scheidung schon längst vollzogen. Erwiesenermaßen lief, wenigstens in den westlichen Teilen Deutschlands diese wichtige Grenze damals schon so wie heute, geringe Schwankungen abgerechnet, die für unsere Zwecke belanglos sind.

Wir haben diese wichtige Linie nach dem Merkwort Wasser benannt; sie gilt aber keineswegs bloß für dieses Wort, sie gilt für alle ähnlich geformten Wörter — das macht sie so bedeutsam. Nördlich von ihr heißt es z. B. Water, faten, laten, beter, vergeten, weiten; ut, möt, Schot, grot, blot, let, bet, witt, stött; tau, wotau, twei, twölf, Twig, teihn, Tid, betahlen, Hart, swart, störten; das ist eine kleine Auswahl aus einem Abschnitt aus Fritz Reuter; südlich der Wasser-Linie lauten alle diese Wörter mit s oder z.

Was aber die Bedeutung dieser Grenzscheide erhöht, ist dies, daß sie nicht nur die niederdeutschen t von den hochdeutschen s und z, sondern auch in ganz genau bestimmbaren Fällen die niederdeutschen k und p von den hochdeutschen ch und f sondert.

Im äußersten Westen, linksrheinisch etwas nördlicher gelegen, rechtsrheinisch aber in der Wasser-Linie verlaufend, zieht sich die Scheide zwischen ik/ich hin, die Ich-Linie. Niederdeutsch: ik, mik, dik, sik, ok, glik, weik, bleik, rik, rüken, maken, Saken, spreken, straken — Beispiele aus demselben kleinen Abschnitt aus Reuters Stromtid. Hochdeutsch lauten alle diese Wörter mit ch.

Diese Wasser- und die Ich-Linie gilt aber auch für die ganze Wortmasse mit niederdeutschem p für hochdeutsches f; z. B. up, deip, Slap, Schipp, röpen, verköpen, unbegriplich, helpen. Die hochdeutschen Formen lauten alle mit f.

Sie sehen, wir haben es hier mit einer Sprachgrenze zu thun, die an Bestimmtheit und Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Urteilen Sie selbst, welchem Sprachgebiet alle unsere siebenbürgischen Mundarten angehören müssen: zweifellos dem hochdeutschen. Denn all die genannten Wörter und alle ähnlich

gebauten sprechen wir nicht mit niederdeutschem t, k, p, sondern mit hochdeutschem s oder z, ch und f. Die Heimat aller unserer Ortsdialekte muß demnach südlich der Wasser-Linie gesucht werden.

Ich sagte vorhin, daß diese Linie nicht nur für das Wort Wasser, sondern für die große Masse aller ähnlich gebildeten Wörter gelte. Da haben wohl viele von Ihnen an unsere plattdeutschen dat und wat gedacht, die sich so stark von unsern andern, hochdeutsch geformten Wörtern abheben. Wie kommt unsere hochdeutsche Volkssprache zu diesen niederdeutschen Wörtchen? Sind es Spuren davon, daß auch niederdeutsche Stämme ihre Auswanderer nach Siebenbürgen geschickt haben? Ist unsere Mundart ein mechanisches Gemenge hoch- und niederdeutscher Sprechweise? Haben sich diese Sprechweisen in Siebenbürgen gemengt, oder haben wir die Mischsprache schon aus dem Mutterlande mitgebracht?

Wir haben unsere Volkssprache, so wie sie ist, aus Deutschland mitgebracht. Gerade diese plattdeutschen Wörtchen dat und wat, et und det helfen uns das Auswanderungsgebiet unserer Väter auf ein verhältnismäßig kleines Stück rheinischer Erde einschränken. Das geschieht mit Hülfe der was/wat-Linie.

Sie steigt aus dem Lothringischen ziemlich steil nordöstlich auf, überschreitet zwischen Saarlouis und Saarbrücken die Saar, bei St. Goar den Rhein, dann die Lahn und mündet etwa bei Berleburg in die Wasser-Linie, mit der sie dann weiter östlich vollkommen zusammenfällt. Nordwestlich von dieser Linie spricht man dat, wat, dit, et, alle(n)t, grûßet, hîschet u. s. w., d. h. die sächliche Form der Für- und Eigenschaftswörter endigt auf ein niederdeutsches t, während südöstlich davon auch in diesen Fällen hochdeutsches s gesprochen wird. Zu jenen Formen kommt noch das unverschobene tüschen, täschen für hochdeutsch zwischen.

Ohne weiters ist klar, wo die Heimat aller unserer siebenbürgischen Mundarten liegen muß: alle müssen sie Platz finden in dem Winkel, den die Linie für Wasser mit der für wat bildet. Denn nirgend sonst spricht man alle nach Art von Wasser gebildete Wörter hochdeutsch, und gleichzeitig die Formen dat, wat, et, det u. s. w. plattdeutsch. In diesem Winkel, mit der Mosel und ihren Nebenflüssen, mit Sieg und Ahr, dem Unterlauf der Lahn und der Wupper muß die Heimat all unserer siebenbürgischen Mundarten gesucht werden; denn bis noch ist keine siebenbürgische Mundart bekannt, die nicht Wasser und wat nebeneinander spräche. Das findet aber auf deutscher Erde nur in dem durch die beiden Linien für Wasser und wat gebildeten Winkel statt.

Und mit dieser Bestimmung unseres Auswanderungsgebietes könnten wir uns begnügen; manche ähnlich große deutsche Kolonie, als wir sind, könnte froh sein, wenn sie ihre Heimat so genau abgrenzen könnte. Wir können aber die Grenzen noch bedeutend enger ziehen.

Auf deutschem Reichsgebiet etwa zwischen Montjoie und St. Vith beginnend, senkt sich eine für unsere Zwecke wichtige Linie zunächst südlich bis in die Nähe von Prüm, dann steigt sie nordöstlich auf, überschreitet bei Sinzig und Linz den Rhein und trifft etwa bei Berleburg die Wasser- und Wat-Linie. Die eben angegebene Linie ist die Grenze zwischen Is und Eis (Ais oder Eis), d. h. nördlich von dieser Linie sagt man anstatt Ais oder Eis — Is mit einfachem langem ī für den auch uns geläufigen Dopellaut ai oder ëi. Alle unsere siebenbürgischen Ortsdialekte kennen nur Ais oder Eis — sie gehören folglich in den nun viel engeren Winkel, den die Wat-Linie mit der Eis-Linie bildet. Diese Grenze gilt nämlich wiederum nicht bloß für das eine Wort Eis, sondern für alle ähnlichen, z. B. Īsen (Eisen), bīßen (beißen), rīf (reif), wīs (weis) u. s. w. Sie gilt aber auch für Hūs (Haus), brūsen (brausen), tūsend (tausend), sūr (sauer) u. s. w.

Dazu treffen mit der wichtigen Eis-Linie noch andere ähnlich wertvolle Linien, sie verstärkend zusammen, so daß an ihrer Bedeutung für die Herkunftsfrage unserer Mundarten nicht gut gezweifelt werden kann. Es kann hinlänglich sicher behauptet werden, daß all unsre buntgefärbten Gau- und Ortsdialekte nicht nur Platz finden können, sondern aus guten Gründen auch Platz finden müssen in dem verhältnismäßig engen Winkel zwischen der Wat- und Eis-Linie. Alle unsere Mundarten gehören ihrer Herkunft nach in einen Winkel deutschen Landes, dessen Scheitel auf der Wasserscheide zwischen Sieg und Lahn, im Rothaargebirge, nahe den Quellen beider Flüsse liegt, dessen Schenkel aber ihre Richtung etwa durch die Schnee-Eifel und den Soon-Wald bekommen. Der Hauptfluß unserer Sprachheimat ist die Mosel mit ihren Nebenflüssen. An dem Gebiet haben außer dem deutschen Reich mit Lothringen noch Luxemburg und Belgien Anteil. Der Mittelpunkt des Gebietes ist Trier.

Mit diesem Ergebnis müssen wir uns vorläufig zufrieden geben. Gerne möchten wir zwar genauer wissen, aus welchen Teilen unserer vorsiebenbürgischen Heimat die Alt- und Weinländer, die Unterwälder, Burzen- und Nösnerländer gekommen, ja wenn möglich die Fluren kennen, wo die Väter der Hammersdörfer, der Zeidner und Lechnitzer, bevor sie nach Siebenbürgen einwanderten, den Pflug führten: das ist aber doch wohl zu viel verlangt. So viel läßt sich noch wahrscheinlich machen, daß unsere Heimat nicht rechts-, sondern linksrheinisch gewesen, daß vor allem die Seitenthäler der Mosel, Luxemburg und Nordlothringen, vielleicht auch Teile des heutigen Belgien nach Siebenbürgen Auswanderer geschickt haben; bekannt ist ja vor allem die Aehnlichkeit der luxemburgischen mit unsern Dialekten. Vielleicht läßt sich auch für eine und die andere sächsische Niederlassung mit Sicherheit der Punkt angeben, den ihre Bewohner vor achthalb Jahrhunderten in der Moselgegend innehatten: vorläufig begnügen wir uns zu wissen, daß alle unsere Mundarten, so weit bekannt ausnahmslos einem Gebiet entstammen, das nicht gar so viel größer ist, als das, wo sie heute in Siebenbürgen gesprochen werden: jenes Gebiet ist das Moselland mit der alten Römerstadt Trier als Mittelpunkt.

Und wie heißt nun der deutsche Stamm, dem wir der Sprache und damit gewiß auch dem Blute nach so nahe verwandt sind? Eigentliche Sachsen wohnen hier nicht; die haben ihre Sitze in der Tiefebene, sie sind die eigentlichen Nieder- oder Plattdeutschen. Es ist bekannt, daß wir den Namen Sachsen als seinerzeit üblichen Kolonistennamen tragen. Flanderer könnten in unserer alten Heimat gewohnt haben, da ja auch das heutige Belgien an ihr Anteil hat. Daß heute die entferntesten Provinzen Belgiens die Namen Ost- und Westflandern tragen, stünde dem nicht im Wege. Im Westen unseres Gebiets, da wo die Eis-Linie nach Norden, die Wat-Linie nach Süden ausbiegt, in der Nähe der französischen Sprachgrenze haben wohl gewiß allerhand Verschiebungen stattgefunden. Auch ist es gar nicht undenkbar, da unsere Vorfahren gruppenweise auszogen, daß manche ihrer ursprünglichen Sitze heute von Angehörigen zwar nicht fremder, so doch nicht völlig gleicher Mundarten besetzt oder gerade infolge ihrer Auswanderung romanisiert wurden. Wie das immer sein mag, in diesen Gegenden sitzen unsere nächsten Vettern — auch mit den Flanderern sind wir nahe verwandt — und diese Vettern gehören dem großen Frankenvolke an.

Mittelfranken heißt man in der deutschen Sprachgeschichte das Gebiet zwischen der Wasser- und Wat-Linie. Die Sprachgeschichte, wie die Geschichte der deutschen Stämme lehrt, daß sich hier vor allem zwei Stämme angesiedelt haben: im nördlichen Teil, der sich so schön abgrenzen läßt, alte Ripuarier, in unserer, im Westen weniger deutlich abgegrenzten moselländischen Heimat aber chattische, d. i. hessische

Franken. Vor ihnen saßen Alemannen dort, und wahrscheinlich hat gerade in dem uns besonders nahe angehenden westlichen Teil, nahe der französischen Grenze, eine Mischung von Alemannen, Ripuariern und Hessen stattgefunden, d. h. die Hessen haben Reste der Alemannen und ripuarische Elemente in sich aufgenommen. Das ist aber etwa siebenhundert Jahre vor unserer Auswanderung geschehen. Wir waren ein Volk, als wir einwanderten, heißen wir uns im Anschluß an die deutsche Sprachgeschichte Moselfranken, und Ein Volk mit Einer Volkssprache sind wir auch heute. Die Sprachgeschichte erlaubt nicht nur, sie fordert, daß wir von einer sächsischen Volkssprache ausgehen. Und welchen Grund haben wir, uns dagegen zu sträuben?

Darf uns das scheinbar so buntscheckige Aussehen dieser Volkssprache, je nach dem Gau, dem Ort, der Gasse, der Familie wo sie gesprochen wird, daran hindern? Niemand wird es einfallen, die lebendig schaffende Natur zu schelten, daß sie trotz der Unverbrüchlichkeit ihrer Gesetze an demselben Baum höchstens ganz zufällig, bei genauer Untersuchung aber zweifellos niemals zwei Blätter wachsen läßt, die sich völlig gleichen. Die zwei nicht völlig gleichen Blätter gehören darum gewiß nicht zwei verschiedenen Bäumen an. Nie zweifelt eine Mutter an der gleichen Herkunft ihrer Kinder, weil eins nicht völlig so gewachsen ist, als das andere. Ist doch nicht einmal die leblose Schale eines Eies völlig so gestaltet und gefärbt als die eines zweiten. So auch mit unsern vielen Mundarten. Wo kann man nicht Unterschiede finden, wenn man sie aufsucht, noch dazu in sprachlichen Dingen? Ebensowenig als ein Blatt dem andern, ebensowenig gleicht ein Schnabel, ein Mund dem andern. Hier unter uns, im engen Kreise, ärgern uns wohl unbequeme Dialektunterschiede — sobald aber ein Schwabe, ein Bayer, ein Sachse in der Nähe ist, empfinden wir deutlich, daß wir Eine Volkssprache sprechen. Und wenn es auch wahr sein sollte, daß je ein Burzenländer mit einem Nösner rumänisch gesprochen — wann sind sich in der Fremde je zwei sächsische Handwerksburschen oder Studenten begegnet, die sich nicht sofort als eines Bluts, einer Sprache erkannt hätten? Die Einheit unserer Volkssprache ist nicht nur theoretisch nachweisbar, sondern, so oft es not thut, auch praktisch vorhanden.

Sprachgeschichtlich ließe sich die Einheit unserer sächsischen Volkssprache noch durch eine lange Reihe allen unsern Einzelmundarten gemeinsamer wichtigen Kennzeichen eingehend nachweisen. Ich muß es mir aber versagen, den eingeschlagenen Weg weiter zu gehen. Auch ist durch die wenigen hervorgehobenen Kennzeichen unsere sprachliche Einheit schon weit genug erwiesen, daß wir ohne Gefahr, sie wieder preisgeben zu müssen, den örtlichen Unterschieden inmitten unserer siebenbürgischen Volkssprache nachgehen können.

Und wenn wir da unsere eigene, doch vor allem auf die unterscheidenden Merkmale gerichtete Mundartenkunde befragen, so erhalten wir die unerwartete Antwort, daß es bis noch nicht gelungen ist, mehr als eine halbwegs deutliche Dialektgrenze durch unsere Volkssprache zu ziehen. Wenn wir die Sache nicht ins Lächerliche ziehen und jedem Ort, jeder Gasse oder Familie — denn wo giebt es da ein Aufhören? — eine besondere Mundart zuschreiben wollen, so müssen wir uns mit einer Zweiteilung des Siebenbürgischen begnügen: in eine größere südliche, und eine kleinere nördliche Hälfte. Das Südsiebenbürgische, gesprochen in der alten Hermannstädter Provinz von Broos bis Draas, in den zwei Stühlen Mediasch und Schelk und im Burzenlande; das Nordsiebenbürgische, gesprochen im Nösnergau. Diese beiden Sprechweisen haben wir vielleicht noch aus dem Mosellande mitgebracht und hier treu bewahrt. Wohl nur auf siebenbürgischem Boden hat sich dagegen die zwischen beiden stehende allem Anschein

nach gemischte Sprechweise der Reener Siedelungen gebildet. Zu den drei in der alten rheinischen Heimat besprochenen Sprachlinien sei es gestattet, noch diese vierte uns interessierende siebenbürgische Dialektgrenze kurz zu besprechen.

Auf so deutliche Kennzeichen freilich, als wir sie dort in größerem Kreise fanden, dürfen wir hier nicht mehr rechnen. Was uns unter uns so oft erheitert, das Schäßburger geat, das Mediascher riut, das Kronstädter netch, das Bistritzer aich — das ist alles recht amüsant, sprachgeschichtlich aber ohne viel Belang. Denn das ea findet sich noch in vielen andern, weitabliegenden Mundarten, desgleichen das iu, und netch, hetch kann man in der allernächsten Nähe Hermannstadts hören. Auf einem ganz kleinen Fleck moselländischer Erde wird aber auch nordsiebenbürgisch aich dicht neben dem südsiebenbürgischen ech gesprochen. Was neben dem innerkronstädtischen gäkt, Mäkter dem Altländer an den burzenländischen Mundarten am meisten auffällt, das bekannte Schbenj, zbīnenzbinzich, — es findet sich ebenso auch im nordsiebenbürgisch sprechenden Tekendorf. Das sind alles ganz vorzügliche Angriffspunkte für den freundnachbarlichen Spott und gemahnen an die verschiedene Art, wie unsere Bauern ihre Hüte oder Mützen tragen. Es sind die bunten Fähnlein der einzelnen Ansiedelungen. Sie sind zufrieden, wenn sie ohne Erröten gesagt haben: wir Schäßburger sprechen „auf ea", die Mediascher „auf iu", die Hermannstädter „auf ā". Wie buntscheckig und originell nehmen sich in einer deutschen Universitätsstadt die Studentenverbindungen aus — äußerlich; innerlich ist's immer derselbe Bruder Studio, wenn er auch noch so sehr auf seine Farbe schwört und andere Farben anstößig findet.

Das einzige bis noch gesicherte Unterscheidungsmerkmal unserer Sprechweisen ist die Behandlung des Wortendes. Es ist bekannt, welche Rolle beim Erlernen einer fremden Sprache das Wortende spielt, und wie schwer es fällt, dies richtig zu behandeln. Ich erinnere an das Hinüberziehen des Wortendes im Französischen: mès amis, an die weiche Aussprache des englischen Wortendes: house, has, an das magyarische az, ez, im Gegensatz zum gut neuhochdeutschen: aus-ersehen, Haus- und- Hof; das - ist. Mit ähnlicher, nur dem naiven, oder dann dem besonders geübten Ohr deutlichen Unterschieden haben wir es nun in unserer Volkssprache zu thun.

Alle unsere siebenbürgischen Mundarten sprechen den harten Auslaut in wat, bäs, gäf weich aus, sobald das nächste Wort mit einem Vokal anhebt; also nicht etwa wat-äs, bäs-ännen, gäf-Uécht, sondern vielmehr: wa-däs, bä-sännen, gä-wuëcht; das geschieht im Nordsiebenbürgischen wie im Südsiebenbürgischen. Der Nordsiebenbürger spricht aber auch wādsōste?, bäswuër, gäwduër, während es im Südsiebenbürgischen watzōste, bässuër, gäftuër heißt. Mit andern Worten: das Nordsiebenbürgische erweicht das harte Wortende nicht nur vor Vokalen, sondern auch vor weichen Konsonanten.

Das ist das eine Merkmal. Das andere ist die verschiedene Behandlung des auslautenden n. Es ist allgemein bekannt, daß wir Südsiebenbürger in einem und demselben Wort das Endungs-n bald sprechen, bald fallen lassen. Wir sprechen es, wenn das folgende Wort mit einem Vokal, mit einem h, d, t oder z beginnt; vor allen andern Wortanfängen lassen wir es fallen. Der Nordsiebenbürger dagegen hat feste Wortformen; in einem und demselben Wort hat er das n entweder immer oder nie. Der Nösner sagt für kommen immer ku, für nehmen immer nē, für geben immer gē; wir dagegen sagen zwar ku-mät, ku-buëden, ku-glätschen, ku-summeln, ku-weder — aber ich kun

ännen, kun duĕr, kun turnen, kun zeräck u. s. w. Der Nordsiebenbürger sagt auch in diesen letzten Fällen aich ku ännen, ku duĕr, ku turnen, ku zeräck. Umgekehrt sagt der Bistritzer in allen Fällen bān, saĕkng, līrn, nicht wie wir bald bān, säken, līren, bald bā', säke', līre'.

Diese beiden Merkmale, der verschiedene Vorgang in der Erweichung des harten Endlauts und die verschiedene Behandlung des Endungs-n sind bis noch die wichtigsten, die unsere Mundartskunde zur weiteren Einteilung unserer Volkssprache verwenden kann. Sie sind allerdings wichtig genug, um diese Volkssprache in zwei Untermundarten, eine nord- und eine südsiebenbürgische zu scheiden. Ueber ihre Gruppierung in der alten Heimat ist aber noch nichts Sicheres bekannt. Doch darf ich eine Thatsache anführen, die zunächst zwar nur für das Südsiebenbürgische interessant, in anderer Beziehung aber für die Beurteilung unserer ganzen Volkssprache die tiefgehendste Bedeutung hat: Genau so wie heute im Südsiebenbürgischen wurde das Endungs-n schon zur Zeit unserer Auswanderung im südlichen Luxemburgischen behandelt. Ob auch sonst, ist mir für jene alte Zeit nicht bekannt. Heute aber noch gilt dieselbe Regel für die Südabhänge der Eifel. Dort denke ich mir deshalb auch am liebsten die Urheimat der größeren Hälfte unseres Volkes. Diese Thatsache, daß dieselbe Regel für das Endungs-n schon in der alten Heimat gegolten, im Verein mit der andern, daß die drei Grenzlinien für Wasser, wat und Eis schon zur Zeit unserer Auswanderung ebenso liefen, wie sie auch noch heute gefunden werden, werfen ein ganz eigentümliches Licht auf unsere Volkssprache und — fügen wir gleich hinzu — auf unsere Volksseele. —

Was ist Erz, was ist Marmor, was Granit im Vergleich zu dem Wesen, daß so leicht hingemalte Striche, ein s für ein t, ein t für ein s, ein ai für ein ī, den feinen Wechsel von n und e vielleicht bald ein Jahrtausend lang festgehalten hat? Wo sind die Urkunden, die Gedenktafeln, die über unseres Volkes Herkunft berichten? Vergessen alles. Schon wenige Jahrhunderte nach ihrer Einwanderung wissen unsere Väter, weiß der Einzelne nicht mehr, woher unser Volk gekommen: die leichten Striche im Gemälde unserer Volkssprache wissen es noch heute. Wo stehen sie geschrieben? Im Rauch und im Dunst, der den Schall des Wortes zu unserem leiblichen Ohre trägt? Was am Wort körperlich ist, erstirbt im Rauch und im Dunst; Rauch und Dunst sind und bleiben Rauch und Dunst. Ein leises Erzittern, für eine Sekunde, und alles ist wieder tot, wie es war. Stehen sie geschrieben in dem Muskel- und Nervengewebe unserer Sprachwerkzeuge, unseres Ohres? Alles Fleisch ist vergänglich, ist Staub und wird Staub. Eine wundersame Erregung des Staubes, ein Wachsen und Blühen, ein Jubeln und Jauchzen, ein Weinen und Klagen, ein Verwelken und Vergehen: der Staub ist wieder Staub. Der Staub, und sei er Diamant, kann so feine Schriftzüge nicht bewahren. Das kann auch die Seele des Einzelnen nicht, so geistig sie ist; beschränkt ist ihre Erinnerung, hurtig ihr Vergessen. Undankbarer Art, kann die Einzelseele so feine Striche nicht bewahren. Schon wenige Jahrhunderte nach ihrer Einwanderung wissen unsere Väter nicht mehr, wer ihre Väter waren. Ein geistigeres Wesen als die Einzelseele ist, ein dankbareres, besseres Wesen nur, als der Einzelgeist ist, kann so feine Züge festhalten: es ist die Volksseele. Sie weiß, wo unser Volk zuerst lebte und kämpfte, sie kennt die kleine und die große Gemeinde, der es angehört, dankbar bewahrt sie die alten Urkunden Zug um Zug: sie enträtselt uns diese Züge, wenn wir ihrer Sprache lauschen. Welch zähes und sicheres Festhalten väterlichen Erbes! Was ist Erz,

was ist Marmor, was Granit gegen die Seele des Volkes! Ihre Züge erkennen wir, wenn wir der Volkssprache ins Angesicht schauen.

Wie starr und leblos aber sind diese Züge, wenn wir sie nur mit dem Verstand, mit dem trockenen Sinn zu erfassen vermögen! Wie totenstarr ist die Volksseele, wenn kein Volksgenosse ihr lauschen will. Sie spricht in der Volkssprache, sie spricht in Sitte und Brauch aller Art, sie spricht in Recht und Gesetz, in Schule und Kirche — wirkliches, neues Leben gewinnt sie aber nur in der Seele des Einzelnen, der sich der Seele des Volks liebend naht. Was ist unsere Volkssprache dem, der sie kalten, lieblosen Sinnes vernimmt? Ein buntes Durcheinander oft unschöner Klänge. Was ist unsere Volkssprache dem, der sie liebend umfängt? Das köstlichste Erbe der edelsten Ahnenreihe.

Wir suchen alte Kleinodien, wir richten unsere Wohnungen in altertümlichem Stile ein, um uns den Anschein vornehmer Herkunft, adeligen Geschlechts zu geben. Wie dürftig, wie fadenscheinig ist dieser Adel gegen den Adel der Volkssprache, den wir nur zu leicht gegen nichtsnutzigen Flitterkram umtauschen. Der Emporkömmling läßt sich für erwuchertes Geld Ahnengallerien füllen, der Sachse spricht seine deutsche Volkssprache. Der Sachse lebt, so lange er an seiner Volkssprache, an Sitte und Brauch, an Recht und Gesetz, an Schule und Kirche als an seinen Volkskleinodien festhält; unser Volk ist tot, wenn davon einmal nur noch in Vorträgen die Rede sein sollte. Die Volkssprache ist nur Eine Äußerung der Volksseele; das bewußte zähe Festhalten an der Volkssprache aber ist die allererste Volksthat.